

Produktionsfaktor Arbeit

(Erwägungen zu Th. Brauers gleichnamigem Buche)¹

Der umfassende Gesichtspunkt und die gründliche Sachlichkeit, die das Brauersche Buch auszeichnen, rechtfertigen es, ihm eine ausführliche Besprechung zu widmen und gleichzeitig die dort gebotenen Anregungen aufzunehmen und zu verwerten. Es sind nicht zuletzt die Interessen des Ethikers und des Moraltheologen, denen dadurch gedient wird.

Im ersten Teil seines Buches steigt Brauer in die tiefsten Kammern des kapitalistischen Geistes hinab. Was er dort als die Urkraft kapitalistischen Wirtschaftens erschließt, dieser ins Unendliche strebende „Formungswille gegenüber der Umwelt“ mag uns unheimlich vorkommen. Und doch erschauern wir da vor unserem eigenen Geiste. Denn Brauer ist überzeugt, „daß wir alle, ohne Ausnahme, kapitalistischen Geist in uns tragen. Nicht zwar alle in dem engeren Sinne dieses Wortes, daß wir nämlich erwerben um des Erwerbens willen; denn bis zu dem Punkte, wo sich dies erweisen könnte, gelangen nur sehr wenige; wohl aber in dem weiteren Sinne, daß in der Wirtschaftsbetätigung der Erwerb, nicht die allgemeine Bedarfsdeckung, in erster Linie steht, daß jeder eine sich bietende Gelegenheit zur Konjunkturausnützung weidlich für sich persönlich ausbeutet, und daß für uns im Wirtschaftsleben als anormal jeder Mensch gilt, der das nicht tut.“ Und so steigt vor unserem geistigen Auge vom Boden dieser „realistischen Wirtschaftsbeschreibung“ der Idealtyp „Kapitalismus“ auf, jener Typ, bei dem die kapitalistische Urkraft, der „Formungswille gegenüber der Umwelt“ bis zum letzten Kraftteilchen zur Auswirkung gelangt. Brauer findet diesen Idealtyp in hohem Grade im Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten verwirklicht, namentlich da, wo jene ökonomische Weisheit herrscht, deren innere Geschlossenheit und Systemhaftigkeit man durch die Benennung „Fordismus“ anerkannt hat. Das Wesen dieses „Fordismus“ liegt eben nach Brauer darin, daß sich hier der Organisator, der Techniker, der Kaufmann und der Psychologe zu dem einen Ziele vereinigen, den „Formungswillen gegenüber der Umwelt“ zur höchsten Entfaltung zu bringen. Demgegenüber fällt in der Brauerschen Darstellung der deutsche Kapitalismus, besonders der der Vorkriegszeit recht stark von dem Idealtyp „Kapitalismus“ ab. Manche seiner Züge erweisen ihn als Halbheit und der Großzügigkeit in vielen Punkten ermangelnde „Krämerhaftigkeit“. Die Vorkriegszeit fand ihn oft genug auf den Wegen einer engen Arbeiterpolitik. Stets war er auf der Suche nach billiger Arbeit, und zwar auf Kosten der völkischen Reinheit kerndeutscher Provinzen, und überhaupt auf Kosten vieler und wichtiger Interessen der Nation. Hauptsächlich aber war es der Mangel an Psychologie, der den deutschen Kapitalismus der Vorkriegszeit als einen echten Geistesverwandten der übrigen führenden Kreise des alten Deutschland kennzeichnete. Wie diese überschätzte er das blendende „Können“, hielt infolgedessen Psychotechnik für Psychologie und sah so an der Innenseite der Wirklichkeit vorbei.

¹ Produktionsfaktor Arbeit. Erwägungen zur modernen Arbeitslehre von Prof. Dr. Th. Brauer. Jena 1925, Fischer.

Konkret gesprochen bedeutete dies, daß er sich nicht auf das „Menschliche“ im Produktionsfaktor Arbeit verstand. Der deutsche Kapitalismus vermochte nicht die nach Brauer ertragreichste Produktionsquelle anzubohren: die „formende“, d. i. die eigenbestimmte, selbständige, nichtvertretbare Arbeit. Und doch kann ihm Brauer diese Art von Arbeitswillen, diese Menschen der ökonomischen Dynamik, des Vorwärtsdrängens überall aufzeigen. Nicht nur wie Schumpeter bei der Unternehmerarbeit im engeren Sinne, sondern auch im untersten Stockwerk des Betriebs, bei der werkfertigenden Handarbeit finden wir „formende“, eigenbestimmte, „unternehmende“ Arbeit. Diese Kräfte im Höchstmaste für die Ertragssteigerung nutzbar zu machen, und zwar durch eine der individuellen Leistung entsprechende Ertragsverteilung, ist die Weisheit des echten Wirtschafters. Und anderseits diese Ausnützung zu versäumen, erscheint als die eigentliche Sünde gegen den kapitalistischen Geist, den Geist möglichst hohen Ertragsstrebens.

Brauer vermag nämlich unter Widerlegung der Marxschen, rein quantitativ und auf den Tauschwert, nicht den Gebrauchswert der Arbeit eingestellten Ertragspekulation festzustellen: „Je größer in einer Unternehmung oder in einem Betriebe die Zahl der auf bewußte Formung der Umwelt abzielenden und sie erzwingenden Leistungen, um so größer die Ertragsmöglichkeiten“, natürlich unter der Voraussetzung, „daß eine dem dynamischen Willen entsprechende und der Eigenart von Unternehmung und Betrieb angepasste Menge von Kapital gegeben sei“. Aus diesem Tatbestand scheint sich der Weg zu ergeben, wie sich die deutsche Wirtschaft aus der Belastung durch das Diktat von Versailles und den Dawesplan zu günstigeren Ertragsverhältnissen emporarbeiten kann: Anspannung und Anspornung jeder qualitativ hochwertigen Arbeit durch leistungsgerechte Ertragsverteilung. Allen andern Mitteln der Interessierung des Eigennuzes, z. B. der Gewinnbeteiligung, den Kleinaktien, der Fürsorge, steht Brauer einigermassen skeptisch gegenüber.

Unter diesen Umständen ist es besonders bedeutungsvoll, nachzuweisen, was alles an qualitativer Höhe, an „formender“, selbständiger Arbeit in den deutschen Wirtschaftlern geweckt werden kann. Brauer tut dies in einer neuartigen, der Wirklichkeit des Wirtschaftslebens entnommenen Analyse der verschiedenen Arbeitsarten, wobei er unsere Kenntnis der Arbeiterpsychie bereichert und vor allem Wesen und Umfang der so oft beklagten „Mechanisierung“ und „Entseelung“ der Arbeit sachlich feststellt. Auf die Beleuchtung, die in diesem Zusammenhang Taylorismus und Fordismus, die „Gruppenfabrikation“ und die Rosenstock'sche Werkstattausfiedlung finden, sei nur vorübergehend hingewiesen. Immer hängt die günstige oder ungünstige Stellungnahme Brauers davon ab, ob die vorgeschlagene Methode geeignet ist, mit der Arbeit, und zwar jeder Art, das „Formungsbewußtsein“, d. i. das Geltungs- und Persönlichkeitsbewußtsein des einzelnen Arbeiters zu verbinden und gleichzeitig das kapitalistische Ertragsstreben zu befriedigen. Als völlig aussichtslos nach dieser Richtung bleibt eigentlich für Brauer nur die sogenannte „werkzeuggebundene“ Arbeit übrig. Diese schließt ihrer Natur nach jeden selbständigen Formungswillen aus. Sie ist „absolut vertretbare Hilfsarbeit“, „bloßes Anhängsel der Maschine, das je eher je lieber überhaupt abgestoßen wird“. Sie ist also nicht zu verwechseln mit der Tätigkeit des intelligenten, quali-

fizierten Arbeiters, der eine moderne, komplizierte Maschine bedient oder besser, „bewacht“ und nur relativ, nicht absolut vertretbar ist. Die „Werkzeuggebundenen“ aber sind allen Wandlungen der Technik, der Organisation, der Konjunktur ausgeliefert. „Werkzeuggebundene Arbeit = Zufallsarbeit.“ Diese Leute sind „Flugsand! Proletariat im eigentlichen Sinne! Hier sind alle Bindungen stärkerer Art aufgelöst.“ Da erschließen sich wichtige Einsichten für die von der katholischen Gedankenwelt geforderte „Selbstverwaltung“ der Wirtschaft, der Berufsstände. Während nämlich alle andern Arten der Arbeit mit dem Unternehmer einen gemeinsamen seelischen Boden haben können, die Betätigung des kapitalistischen Formungswillens, und ihnen deshalb „eine Einflußnahme auf die Art der Betätigung des Formungswillens des Unternehmers (Mitbestimmungsrecht) gesichert werden kann“, wäre dies hinsichtlich der „Werkzeuggebundenen“, wenigstens im kapitalistischen System, ein Unding, da es an jeder gemeinsamen Grundlage fehlte. Es hieße, die Verantwortungslosen zu Herren der Wirtschaft machen, und es ist das „Diktat von unten“, vor dem Brauer die Gewerkschaften bei dieser Gelegenheit warnen. Hinsichtlich der „Werkzeuggebundenen“ hat die Sozialpolitik eine eigene Aufgabe, vor allem, sie auf indirektem Wege mit jenem „Geltungsbewußtsein“ zu erfüllen, das ihnen die Natur ihrer Arbeit direkt nicht bietet.

Man wird in der von Brauer durchgeführten Betonung des „Formungswillens gegenüber der Umwelt“ bzw. der allseitigen Erweckung dieses Willens jene einheitliche Linie eines kapitalistischen Wirtschaftsprogramms erblicken dürfen, die manche Kritiker in der gegen Jahreschluß veröffentlichten Denkschrift des Reichsverbandes der Deutschen Industrie über „Deutsche Finanz- und Wirtschaftspolitik“ vermissen. Überhaupt gewinnt durch diese Veröffentlichung das Brauersche Buch erhöhte Bedeutung, wenn auch nicht zu erwarten war, die kritischen Gedanken Brauers über den deutschen Kapitalismus der Vorkriegszeit in der Denkschrift der Industriellen in der Form einer Selbstanklage wiederzufinden. Darüber hinaus ergeben sich aber auch Gegensätze zu der durch ruhige Sachlichkeit ausgezeichneten Darlegung des Reichsverbandes. Hier wäre vor allem der Abschnitt über Mindestlöhne hervorzuheben, mit dem Brauer den ersten Teil seines Buches schließt. Die Industriedenkschrift enthält nämlich zu „Lohn und Arbeitszeit“ folgenden Satz: „Wir vertreten den für Arbeiter und Unternehmer gleichermaßen vorteilhaften Grundsatz, daß der Lohn sich nach der Leistung und der Produktivität der Arbeit richten muß.“ Nun ist ja aus den bisher mitgeteilten Gedankengängen Brauers ersichtlich, wie sehr er in der Dynamik, und demgemäß in der Leistung und noch mehr in der Leistungsgerechten Ertragsverteilung die Triebfeder des „echten“ Kapitalismus sieht. Aber, was vor allem das Prinzip des Leistungslohnes betrifft, so ist er sich auch der sachlichen Grenzen seiner Verwirklichung bewußt. Er findet diese Grenzen im Hinblick auf die fortschreitende Mechanisierung des industriellen Arbeitsprozesses, wobei er die Landwirtschaft, das Handwerk und auch gewisse Arbeitsleistungen in manchen Gewerbebetrieben, z. B. des Hauers im Bergbau, ausnimmt. Überall sonst stellt Brauer fest, „daß das Gebiet des Leistungslohnes im engeren Sinne, d. h. als Lohn für eine ganz spezifisch zu charakterisierende und zu erfassende Arbeitsleistung, die man in ihrer Bedeutung für das Zustandekommen des Produktionspro-

zesses und damit auch für die Beteiligung an der Ertragschaffung und -höhe messen kann, kleiner und kleiner wird“. Daraus ergibt sich die für viele Kategorien industrieller Arbeiter einzuhaltende Bahn der Lohnpolitik, daß an die Stelle individueller Kriterien der Lohnbestimmung objektive Kriterien treten müssen. Brauer fordert einen zuschlagfähigen Grundlohn, „der sich nach einer objektiv festgestellten Skala durchschnittlicher Bedürfnisse richtet“, also einen vom Subjektiven möglichst gelösten Bedürfnislohn. Es ist also die Entwicklung der modernen Maschine, die vielfach die Arbeitsleistung zu einer nach Eigenart und „Volumen“ nicht feststellbaren „Handreichung“ macht und so die lohnpolitische Einsicht erzwingt, daß „der Leistungslohn durch den Bedürfnislohn verdrängt wird“. Anders ausgedrückt: „Die Lohnentwicklung drängt zur Annäherung der Löhne an eine Indexziffer der Lebenshaltung.“ Wiederum aber ist es dann der katholischen Auffassung von der Aufgabe und den Grenzen der Staatsgewalt entsprechend, wenn Brauer meint, die Entwicklung wäre „als Ganzes der Auseinandersetzung zwischen den am Arbeitsvertrag beteiligten Parteien zu überlassen, die Ergebnisse dieser Auseinandersetzung aber irgendwie mit rechtsverbindlicher Kraft auszustatten“. Bis zu dem hier gezeichneten Ziel wird noch viel Arbeit zu tun sein, Organisationsarbeit und noch mehr Erziehungsarbeit. In der Denkschrift der Industriellen wird dies mit dem beherzigenstwertem Sage ausgedrückt: „Die Not der Zeit erfordert Gemeinschaftsarbeit und keinen Kampf.“ Fügen wir hinzu, daß der Ruf der Wirtschaft nach „Selbstverwaltung“, die Ausstattung etwa der berufsständischen Körperschaften mit gesetzgeberischer Gewalt für ihre jeweiligen Sachgebiete, eine starke Staatsautorität und ein noch stärkeres Vertrauen zu ihr voraussetzt. Der „Staat“ wird ja doch immer als „Garant“ hinter den Körpern der Selbstverwaltung stehen müssen. Der alte Staat war von dem Mißtrauen weiter Kreise der handarbeitenden Bevölkerung verfolgt, der neue demokratische Staat ist dem Mißtrauen der besitzenden Schichten vielfach ausgesetzt. Nur ein tatkräftiges, ehrliches Bekenntnis der verantwortlichen Führer und Parteien zur Volksgemeinschaft wird den Verdacht der Demagogie vom neuen Staate bannen können.

Die bisher an Hand des Brauerschen Buches entwickelten Gedanken zeigen, wie sehr der erste Teil der Darstellung aus der Fülle des „Seins“ der modernen Wirtschaft schöpft. Ungeteilten Beifall der „Interessenten“ wird der Verfasser schwerlich finden. Nach der Arbeitgeberseite hin haben wir dies schon angedeutet. Aber auch manche Formen der Lohntarifpolitik der Gewerkschaften werden von Brauer kritisiert. Hier steht er die Gefahr nivellierender, die individuelle Arbeitsleistung über den Zwang der technischen Entwicklung hinaus bewußt oder unbewußt unterdrückender Tendenzen, eine Gefahr, die nicht zuletzt für die geistige Höhe der Arbeiterbewegung selbst bedenklich scheint. Aber auch diejenigen „Nichtinteressenten“, die augenblicklich nicht ohne Grund einer Bedarfsdeckungswirtschaft statt der kapitalistischen Erwerbswirtschaft das Wort reden, werden mit der Methode Brauers nicht ohne weiteres einverstanden sein. Diese Methode besteht ja gerade darin, die kapitalistische, dynamische Wirtschaft bis zur äußersten Konsequenz ihrer inneren Logik zu treiben. Doch haben diese Kritiker wohl Unrecht. Einmal kann es für die katholische Sozialpolitik nur ein Gewinn sein, ihre auf die Persönlich-

keit des Arbeiters hinzulenden Lohn- und sonstigen sozialpolitischen Forderungen aus dem Wesen des kapitalistischen Geistes selbst abgeleitet zu sehen, wie es Brauer getan hat. Dann aber dürfte eine derartige Kritik übersehen, daß Brauer das kapitalistische Wirtschaftssystem des Erwerbstrebens lediglich als historische Tatsache betrachtet, auch eine gewisse „Zeitgemäßheit“ bei ihm anerkennt, aber keineswegs dieses System als normativ im Sinne einer überzeitlichen Forderung hinstellt.

Klar geht diese Grundauffassung aus dem zweiten Teil seines Buches hervor, der vom „Gollen“ in der Wirtschaftslehre handelt und einen eingehenden Versuch zur Darstellung und Begründung der katholischen Auffassung vom Wirtschaftsleben enthält. Brauer definiert am Anfang seiner Untersuchung: Wirtschaftsbetätigung ist das „Streben nach Bedarfsversorgung mit dem Zweck der Existenzsicherung bzw. Existenzenerweiterung“ und versteht unter dieser Existenzenerweiterung vor allem die „Schaffung von Abhängigkeiten“, oder, was dasselbe ist, die Ausdehnung der Machtsphäre. Er erkennt dann weiter, daß der moderne Produzent „nicht das Bedürfnis des Konsumenten, das vielleicht noch gar nicht besteht, sondern das eigene Erwerbsinteresse im Auge hat“ und definiert dementsprechend: „ökonomische Produktion ist Formung der Umwelt im Dienste der Bedarfsversorgung zur Sicherung bzw. Erweiterung der Existenz“ (sc. des Produzenten). In der Tat vermag der Ausdruck „Formung der Umwelt“ in uns eine Vorstellung zu erwecken, die alle von Brauer berücksichtigten „Produzenten“ und Produktionsfunktionen umfaßt: vom Handarbeiter bis zum Fabrikanten und Gutsbewirtschafter, aber auch vom einfachen Kreditgeber bis zu den Raffinieren des Effektenkapitalismus. Und da die Dynamik des modernen Wirtschaftens unter „Formung der Umwelt“ nicht zulegt, sondern vor allem Formung der Menschen versteht, so fällt diese Betätigung, also etwa das „Konjunkturmachen“ mit allen seinen Mitteln und Vornahmen unter den Begriff der Produktion. Selbst so negative Manipulationen, wie die Erzeugung künstlicher Knappheit durch Zurückhalten oder Vernichten von Gütermengen müssen wenigstens indirekt als „produzieren“ im ökonomischen Sinne gelten. Aber mit den beiden angeführten und andern Definitionen will Brauer nur historische Kategorien geben, Kategorien eben des kapitalistischen Wirtschaftssystems, wie er es in seiner ganzen Wirklichkeit sieht. Er will aber nicht die Frage beantworten: was ist „Wirtschaftsbetätigung an sich“, „Produktion an sich“ usw.?

Mit diesen Fragen haben wir das Problem der „Allgemeinen Wirtschaftslehre“ aufgeworfen, die Frage ihrer Unterscheidung von der besonderen Wirtschaftslehre, d. i. der geordneten Darstellung eines konkreten, historisch wirklichen Wirtschaftssystems, etwa des kapitalistischen. Das Problem der allgemeinen Wirtschaftslehre ist analog dem der allgemeinen Staatslehre. Sind die Kategorien, die wir in der allgemeinen Wirtschaftslehre aufstellen, nur Denkmittel im pragmatischen Sinne, um das Erfahrungsmaterial zu ordnen, oder haben sie logische, überzeitliche Geltung und stehen in begrifflich faßbarem Zusammenhang zum Ontologischen? Nur wer das erstere annimmt, darf, streng genommen, sagen, daß diese oder jene Kategorie zu eng geworden und „begrifflich noch weiter auszudehnen“ sei, um einen Ausdruck Brauers

zu gebrauchen. Der gemeinte Sinn wäre dann, daß eine solche Kategorie im Hinblick auf neue historische Erscheinungen erweitert oder geändert werden müsse, weil sie eben sonst ihre pragmatische Funktion, Fangarm unseres wissenschaftlichen Ordnungstrebens gegenüber dem Fluß der Erscheinungen zu sein, nicht mehr erfülle. Anders aber, wenn wir unter allgemeiner Wirtschaftslehre die Aufweisung von Normen, und zwar mit der logischen Existenzweise des überzeitlichen „Seltens“ verstehen, und wenn wir das wechselnde wirtschaftliche Geschehen als die wechselnde Verwirklichung dieser Normen auffassen. Dann ist nicht einzusehen, wie einmal aufgewiesene „allgemeine“ Kategorien, z. B. „Wirtschaftsbetätigung an sich“, „Produktion an sich“ durch die aus den wechselnden empirischen Wirtschaftssystemen entnommenen, rein historischen Kategorien eine Veränderung erleiden sollen, ja überhaupt können, mit andern Worten „begrifflich noch weiter auszudehnen“ seien. Der tiefste Grund hierfür liegt darin, daß der Seinsgrund beider Arten von Kategorien in verschiedenen Ebenen zu suchen ist.

Mit dieser Bemerkung haben wir uns der Frage genähert, wie denn die katholische Auffassung vom Wirtschaftsleben überhaupt zu gewinnen sei. Brauer wird gemäß den Ergebnissen seines Buches zustimmen, wenn wir eine „Allgemeine Wirtschaftslehre“ als Aufweisung von Normen fordern. Dies Normative findet seine letzte Begründung in der Gottähnlichkeit des Menschen, auf die sein Sein und Wirken angelegt ist. Von dieser Gottähnlichkeit als „Aufgabe“ erhalten die verschiedenen Tätigkeiten des Menschen und ebenso die diesen entsprechenden Sachgebiete ihren positiven Wert, aber auch ihre Rangabstufung, ihre Zu- und Unterordnung. Wir können diese Gedanken auch in der Einsicht zusammenfassen, daß nur im Rahmen einer katholischen Kulturphilosophie eine katholische Auffassung vom Wirtschaftsleben zu gewinnen ist. Wenn wir freilich hier von katholischer Kulturphilosophie sprechen, und wenn wir in ihren Mittelpunkt die auf Gottähnlichkeit angelegte menschliche Persönlichkeit stellen, so meinen wir nicht die durch die Erlösungsgnade übernatürlich erhöhte Menschennatur. Wir wählen vielmehr einen „natürlichen“ Ausgangspunkt, denselben, den der hl. Thomas in dem Prolog zu seiner Spekulation über den handelnden Menschen am Anfang des zweiten Teils der Summa nimmt. Wir glauben damit der sachlichen Klarheit zu dienen, vor allem aber die Würde und den Eigenwert der christlichen Übernatur erst recht hervorzuheben. Gerade dies letztere ist es, was der falsche „Supranaturalismus“ mancher Kreise im katholischen Lager durch sein Absehen von „natürlich-christlichen“ Gesichtspunkten gegen seine eigene gute Absicht versäumt. Nur auf Grund des positiven Verhältnisses von Natur und Übernatur, wie es aus der kirchlichen Lehre sich ergibt, ist es überhaupt möglich, eine katholische Kulturphilosophie aufzubauen. Der einseitig supranaturale Standpunkt führt wie das protestantische Beispiel etwa Hogartens zeigt, zur Zerreißung von Schöpfungs- und Begnadungswerk — Gnade im engsten theologischen Sinne genommen —, zur Trennung von Gott und „Welt“, bedeutet also das Ende aller Kulturphilosophie. Man wird diesem Endergebnis die Folgerichtigkeit nicht absprechen können. Denn „Erlösung“, „Gnade“ sind für sich genommen rein religiöse Größen. Sie zielen auf Rechtfertigung, Veröhnung, übernatürliches Heil, eine direkte Kulturbedeutung der Gnade ist

damit keineswegs gegeben. Erst, wenn man im katholischen Sinne annimmt, daß das neue übernatürliche Leben auf dem in seinen Grundkräften noch vorhandenen „natürlichen“ Leben aufbaut, daß es in und mit ihm sich entfaltet, erst dann wird man auch Sinn und Umfang der Kulturbedeutung der Gnade klar erfassen können. Es ist für die Sachlichkeit der Gedankengänge Brauers kennzeichnend, daß er sich von dem hier zurückgewiesenen, verstiegenen „Supra-naturalismus“ ferngehalten hat, wenn er auch davon Abstand genommen hat, das Verhältnis der Ubernatur zur Wirtschaft ausführlich zu behandeln.

Immerhin bedarf die Beziehung der von ihm aufgestellten historischen Kategorien zu den Kategorien der „allgemeinen Wirtschaftslehre“ als einer normativen Wissenschaft noch einer Klärung. Sie ergibt sich, wenn wir die katholische Auffassung vom Wirtschaftsleben im Rahmen der eben besprochenen allgemeinen katholischen Kulturphilosophie zu ermitteln suchen. Die allgemeine Kategorie „wirtschaften an sich“ stellt sich dann als ein Bezirk der dem Menschen aufgegebenen Kulturbetätigung dar. Ihr Objekt ist ein bestimmter Kulturwert, ein bestimmter, objektiver Zweckzusammenhang, eine Norm: der materielle Unterhalt. Ihr Subjekt ist der Mensch, der „Kulturmensch überhaupt“, wie wir ihn oben in den Mittelpunkt einer katholischen Kulturphilosophie stellten. Alle diese Kategorien erhalten letztlich vom göttlichen Urbild ihre überzeitliche, normative Gültigkeit. Jedenfalls ist der Seinsgrund (nicht der Erkenntnisgrund) der so ermittelten allgemeinen Kategorien von der Erfahrung völlig unabhängig. Er ruht zunächst in den erkannten Inhalten selbst und zuletzt in der göttlichen Wesenheit. Anders der Seinsgrund historischer Kategorien, wie sie Brauer etwa für das kapitalistische Wirtschaftssystem aufstellt, wo es sich also z. B. nicht um „Wirtschaftsbetätigung an sich“, sondern um kapitalistische Wirtschaftsbetätigung handelt. Der Seinsgrund dieser historischen Kategorien ruht völlig in den empirischen, wechselnden Faktoren des Wirtschaftslebens, den menschlichen (wechselnde Motive, Gesellschaftsverhältnisse usw.) und den sachlichen. Aus dieser Verschiedenheit des Seinsgrundes allgemeiner und historischer Kategorien erklärt es sich, wie wir schon oben bemerkten, daß niemals eine einmal aufgewiesene allgemeine Kategorie durch eine neu erkannte historische Kategorie eine Veränderung oder inhaltliche „Erweiterung“ erfahren kann, daß aber auch anderseits beide Arten von Kategorien in der Wirtschaftstheorie ihren Platz haben können. Was also „Wirtschaftsbetätigung an sich“ ist, muß ein für allemal feststehen, wie sehr auch die empirische Verwirklichung der Wirtschaftsbetätigung mit den wechselnden Wirtschaftssystemen sich ändert.

Man kann also an der allgemeinen Kategorie der Wirtschaftsbetätigung, daß sie nämlich die Kulturfunktion der Unterhaltsfürsorge sei, festhalten und trotzdem die historische Kategorie der „kapitalistischen Wirtschaftsbetätigung“ mit Brauer so erweitern, daß sie auch das Wirtschaften der Stinnes und Morgan, auch die Motive des Macht- und Geltungstrebens, der Existenz-erweiterung und der Lust am Schaffen ohne Zwang einschließt.

Freilich hat diese Erweiterung eine Grenze. Diese Grenze ergibt sich aus dem Zusammenhang der allgemeinen, logisch „geltenden“ Kategorien mit dem empirischen Geschehen, also mit den wechselnden historischen Kategorien des Wirtschaftslebens. Oben hatten wir festgestellt, daß für uns die veränderlichen empiri-

rischen Formen Verwirklichungen der allgemeinen Kategorien oder Normen sind. Wenn also für uns „Wirtschaften an sich“ die Ausübung der Kulturfunktion der Unterhaltsfürsorge besagt, so ergibt sich aus der Beziehung zu diesem Begriffsinhalt, und zwar aus dieser Beziehung allein, ob und wann ein bestimmtes Geschehen aufhört, Gegenstand der Wirtschaftslehre als einer Kulturwissenschaft zu sein. Es sind also zunächst nicht die persönlichen (Motive usw.) und sachlichen Faktoren eines konkreten Wirtschaftssystems, aus denen sich die Grenzen ergeben, jenseits welcher von „Wirtschaften“, sei es beim Einzelnen, sei es bei einem ganzen Volke, nicht mehr gesprochen werden kann. Entscheidend bleibt das positive oder negative Verhältnis des konkreten Geschehens zur objektiven Norm, zum Inhalt des Kulturwertes „Wirtschaftsbetätigung an sich“, entscheidend bleibt, ob das konkrete Geschehen diesen Kulturwert „erfüllt“ oder nicht. Im Verneinungsfalle haben wir es mit Betätigungen zu tun, die von jeder objektiven und meistens auch subjektiven Beziehung zur „Geistigkeit“ des Menschen gelöst sind, mit Vorgängen, die in den normfreien Betätigungen des Geschlechts- oder Machttriebes ihre Parallele haben.

Diese normierende Rolle der allgemeinen Kategorien ist nicht willkürlich. Sie gründet darin, daß diese Kategorien die Kräfte sind, aus denen das stets flutende Leben hervorgeht. Diese Kategorien finden, wie wir schon sagten, im veränderlichen Geschehen ihre veränderliche Verwirklichung. Der empirische Kulturmensch, der so oft seine Gestalt wechselt, ist nichts anderes als die wechselnde Erscheinung des „Kulturmenschen überhaupt“, jener überzeitlichen Idee, oder besser, jenes überzeitlichen Persönlichkeitswertes, den wir mit dem hl. Thomas zum Ausgangspunkt einer katholischen Kulturphilosophie machten. Man kann sein empirisches Sein nicht erschöpfend schauen ohne die Beziehung zu dieser ewigen Idee, und man kann sein empirisches Tun nicht letztlich verstehen ohne die Beziehung zu diesem ewigen Wert. Weil also die Empirie, die „Praxis“, die „Politik“ im tiefsten Grunde etwas Ewiges enthält, deshalb ist sie von der „Theorie“ nicht zu trennen. Also auch nicht die Wirtschaftstheorie von der Wirtschaftspolitik, nicht das „Sein“ der Wirtschaft von ihrem „Sollen“.

Gewiß, dies alles, diese Ablehnung der Trennung ist Metaphysik. Aber darin sehen wir ja gerade das Bezeichnende, daß die „nurwirtschaftlichen“ Theoretiker diese Trennung nur durch Verzicht auf Metaphysik zustandebringen. Sie verzichten auf Metaphysik, aber nicht um sie zu verwerfen, sondern um sie zu verstecken. Ihr Naturalismus, ihr Liberalismus ist versteckte Metaphysik. Oder ist ihr Bild der Wirtschaft wirklich frei von Metaphysik, dies Bild eines seelenlosen Mechanismus sich ständig austauschender Gütermengen? Wir hören, daß in diesem Prozeß ein „Gesetz“ walidet, daß eine Tendenz den Bewegungsvorgang beherrscht, die Tendenz zur Gleichgewichtslage. Aber, indem wir von „Gesetz“ hören, von einem angenommenen „normalen“ Zustand, von einer „Tendenz“, die doch ohne Zelos nicht zu denken ist, haben wir die Spuren einer versteckten Metaphysik. Vollends auf die Wirtschaft als Ganzes übertragen, bedeutet das Postulat der Gleichgewichtslage, daß sich die Wirtschaft stets zur selben Stufe reproduzieren müsse. Man spricht von einer „Reproduktion des Vorhandenen einschließlich eines der Bevölkerungsvermehrung entsprechenden Zuwachses“. Man nennt dies die

einzigste vom Wirtschaftsstandpunkt zu erhebende Forderung und meint, mit ihr kein Werturteil, keine metaphysische „Verirrung“ verantworten zu müssen. Aber ist diese „statische“ Wirtschaft wirklich ohne werthafte Voraussetzungen? Schon allein die Tatsache, daß es eine andere „nurtwirtschaftliche“ Theorie gibt, das Bild der „dynamischen“ Wirtschaft im Sinne Schumpeters beweist das Gegenteil.

Wie verschieden gestaltet sich z. B. vom Standpunkt beider Theorien die Behandlung des Verteilungsproblems, etwa der für die heutige Lohnpolitik so wichtigen Frage der Kaufkraftsteigerung der Massen. Beide Theorien kommen darin überein, daß das Verteilungsproblem nur unter dem Gesichtspunkt des Produktionsproblems zu betrachten sei, daß die „Produktivität“ einer Lohnsteigerung in der „Vorwegnahme künftiger Produktion“ liege. Aber die statische Theorie sieht diese Vorwegnahme künftiger Produktion in den durch die Lohnsteigerung ermöglichten Konsumtionsakten der Massen, durch die sich eben das organische Leben der Arbeiter immer wieder reproduziert mit Berücksichtigung der leiblichen und geistigen „Aufzucht“ der künftigen Erfsageneration. Andererseits sieht die dynamische Theorie diese Vorwegnahme künftiger Produktion in erster Linie in den durch die Lohnsteigerung ermöglichten Sparakten der Massen mit ihrer allerdings nicht von allen Theoretikern gleich beurteilten Bedeutung für die Bildung neuen Kapitals. Für beide Theorien ist der persönliche Faktor im Wirtschaftsleben, also hier die Arbeitskraft der Massen, nur Kostenansatz im Produktionsproblem, das persönliche Dasein der Massen als solches ist ihnen gleichgültig. Wenn man daher den statischen Wirtschaftsstandpunkt in einer „Reproduktion des Vorhandenen einschließlich eines der Bevölkerungsvermehrungen entsprechenden Zuwachses“ erblickt, so ist nicht einzusehen, wie der letztere Zusatz „nurtwirtschaftlich“ zu rechtfertigen ist. Für den Statiker ist die Vitalität der Massen doch nur insoweit von Bedeutung, als sich dadurch der vorhandene Bestand an persönlichen Produktionsfaktoren immer wieder reproduziert. Das „Mehr“ muß er passiv hinnehmen. Aber für diese Passivität, für dieses „hinnehmen“ wird er nur eine außerwirtschaftliche Begründung geben können. Dieselbe Spur einer metaphysischen „Verirrung“ scheint uns im Kernpunkt der statischen Auffassung überhaupt zu liegen, in der Forderung der Reproduktion der Wirtschaft zur selben Stufe. Macht nicht diese Forderung aus dem Diskontinuum, das in statischer Auffassung die verschiedenen aufeinander folgenden Produktionsperioden darstellen, ein Kontinuum? Und was kann der Beziehungspunkt dieser kontinuierlichen statischen Wirtschaft anders sein als das irgendwie geschätzte menschliche Dasein als solches? Denn aus dem Begriff des Produzierens als Produzieren läßt sich die statische Forderung der Reproduktion des Vorhandenen, also der vorhandenen persönlichen und sachlichen Produktionsfaktoren, unmöglich ableiten. Dieser Begriff als solcher würde mit demselben Recht ein Weniger oder, wie das Vorhandensein der dynamischen Theorie zeigt, ein Mehr im Vergleich mit der vorigen Produktionsperiode begründen. Dabei sehen wir ganz davon ab, daß mit der Forderung der Reproduktion des Vorhandenen noch nicht die Reproduktion desselben Verhältnisses sachlicher und persönlicher Produktionsfaktoren ausgesprochen ist. Da beide Arten von Faktoren ja nur

Kostenwerte darstellen, also unter eine Recheneinheit zu bringen sind, so könnte es sich ja auch nur um die Reproduktion derselben Summe an Produktionsfaktoren handeln.

Die dynamische Theorie verrät noch offener ihre Gleichgültigkeit gegen das Dasein der Massen als solches. Sie ist zwar gewillt, unter Umständen die „Vortwegnahme der künftigen Produktion“ in den durch die Lohnsteigerung ermöglichten Sparakten der Arbeiter bzw. der dadurch eingeleiteten Neubildung von Kapital zu sehen. Sie, die wesentlich Vorwärtsdrängen über das Vorhandene hinaus ist, die also ihre Zukunftsrichtung nicht wie die statische Theorie durch metaphysische „Erschleichung“ gewinnt, scheint also auch der Zukunft des Arbeiterlebens günstiger zu sein. Aber nur scheinbar. Wenn es der Produktionsertrag fordert, wird sie ohne Bedenken mit Hilfe des neuen Kapitals sich technische Verbesserungen dienstbar machen, sie wird weiter mechanisieren, wird das Übergewicht der sachlichen über die persönlichen Produktionsfaktoren verstärken, und dies alles unter Verringerung des Lohnanteils. Es zeigt sich, wie das Verteilungsproblem, lediglich unter dem Gesichtspunkt der dynamischen Produktion betrachtet, hohe Löhne, die dadurch gegebene Sparmöglichkeit der Arbeiter, zu einem Danaergeschenk machen kann. Die fortschreitende Mechanisierung höhlt, wie wir oben hörten, den Begriff des Leistungslohnes aus, und der Begriff des objektiven Bedürfnislohnes ist vom reinen Produktionsstandpunkt aus nicht zu gewinnen. Denn auch das Angewiesensein der Produktion auf die Kaufkraft des inneren Marktes wird eine Lohnhöhe entsprechend den objektiven Bedürfnissen nicht erzwingen. Dies schon deshalb nicht, weil der Grad der Abhängigkeit vom inneren Markt bzw. die Möglichkeit des Exports nach Produktionszweigen und Zeiten wechselt. Vom engen Produktionsstandpunkt aus läßt sich also das Verteilungsproblem nicht lösen. Es ist nicht die banale Wahrheit, daß vor jeder Verteilung erst etwas produziert sein müsse, die wir damit leugnen. Aber, daß die Produktion Selbstzweck sei, dies ist die Behauptung, die wir verneinen. Für uns kann die Produktivität einer Lohnsteigerung nur in der dadurch ermöglichten Steigerung des kulturellen Daseins des Einzelnen und des ganzen Volkes liegen. Dies folgt aus unserer metaphysischen Einsicht, daß Wirtschaften die Kulturfunktion der Unterhaltsfürsorge ist. Daraus folgt aber auch, wann allein eine Lohnsteigerung unmöglich ist. Dann nämlich, wenn sie diese Steigerung des kulturellen Daseins der Einzelnen und des ganzen Volkes nicht bringt. Sie wird aber diese Steigerung des kulturellen Daseins nicht bringen, wenn die Schwächung der Produktionskraft, die aus jeder Lohnerhöhung folgt, in keiner Weise wettgemacht werden kann. Sie könnte etwa wettgemacht werden durch Ersparnisse am persönlichen Produktionsfaktor, also z. B. Einschränkung des Verbrauchs der Unternehmer, durch Ersparnisse am sachlichen Produktionsfaktor durch organisatorische und technische Verbesserung, ferner durch qualitativ höherwertige Arbeitsleistungen, die durch die höhere Entlohnung angereizt sind, endlich durch Bildung neuen Kapitals aus den Sparanlagen hochgelöhnter Arbeiter. Ob irgend welche von diesen Umständen auf unsere jetzige deutsche Wirtschaftslage zutreffen, unterliegt nicht der Beurteilung dieser Ausführungen, bei denen es nur auf die grundsätzliche Seite der Frage ankommt. Noch viel weniger möchten wir aus den ganz andersartigen Verhält-

nissen der Vereinigten Staaten Schlüsse auf die Gestaltung der deutschen Wirtschaft ziehen. Es ist ja z. B. kein Zweifel, daß die Produktivität der so oft verlangten Rationalisierung der deutschen Betriebe schon wegen der verschiedenen Lage des Geldmarktes bzw. der Verzinsung des fixen Kapitals anders beurteilt werden muß als in Amerika.

Worauf es uns vielmehr ankommt, ist der Nachweis, daß die statisch oder dynamisch eingestellte Wirtschaftstheorie angesichts der wichtigsten Fragen unseres Gesellschaftslebens versagt. Die metaphysikkfreie, angeblich metaphysikkfreie, „nurwirtschaftliche“ Theorie verweist uns an die Wirtschaftspolitik. Als ob diese ohne Prinzipien, ohne Theorie denkbar wäre! Da nun auch in andern Zweigen der Wissenschaft, z. B. in der Staatslehre, dieselbe Scheu vor dem Werturteil, derselbe kantianische Werteskeptizismus herrscht, so ist die eigenartige Situation gegeben, daß wir zwar im neuen Deutschland mit bewußter Betonung einen „Wohlfahrtsstaat“ haben, daß aber die deutsche Wissenschaft von ihm nichts weiß. Es ist eine merkwürdige Schule, die die künftigen Träger dieses Staatsgedankens genießen. Die neue Prüfungsordnung¹ drängt zudem die junge Generation noch mehr von der „Weisheit“ ab zu einem leeren „Können“. Die gesteigerte Bedeutung der mehr praktischen Zweige der Wirtschaftswissenschaft muß auch dem Universitätsstudenten zum Bewußtsein bringen, daß die Wirtschaftslehre nur die Vermittlerin einer „Kunst“ sei, die Lehrmeisterin einer „Technik“, der Technik des Austauschs von Gütermengen. Für die Begründung des Gedankens des „Wohlfahrtsstaates“ wird man an seine irgendwie gefärbte „Weltanschauung“ verwiesen, oder an das, was man den „Glauben“ nennt. Wie stark freilich in der Praxis dieser „Glaube“ ist, vermag das Denken mancher Wirtschaftskreise zu zeigen, die immer und immer wieder für „Kampf“ und „Machtproben“ sich begeistern.

Unter diesen Umständen ist nicht das Geringste, was der Wirtschaftstheorie aus katholischer Gedankenwelt zufließen kann, eine metaphysische Grundlegung. Wenn Brauer die katholische Haltung gegenüber dem Wirtschaftsleben als „Unbefangenheit“ bezeichnet, so hat diese in der metaphysischen Fundamentierung eine ihrer Hauptwurzeln. Wirtschaften als Betätigung des oben gezeichneten kulturschaffenden Menschen ist ohne die Metaphysik einer objektiven Teleologie, einer objektiven Werterkenntnis nicht denkbar. Und die wechselnden geschichtlichen Formen, in denen das Leben der Kulturmenschheit verläuft, sind ohne den metaphysischen Hintergrund letztlich nicht verstehbar. Wir haben diesen Hintergrund schon in der Größe des „Kulturmenschen überhaupt“ mit seiner auf Gottabbildlichkeit zielenden Teleologie und Geistigkeit festgestellt. „Die Bedingungen des irdischen und weltlichen Lebens gehören mit zu der uns gestellten Aufgabe.“ Mit diesen Worten Erich Försters fügt auch Brauer die Wirtschaft in den Rahmen des Kulturgeschehens mit metaphysischer Begründung ein. Das Kulturhafte hebt den wirtschaftenden Menschen nach katholischer Auffassung aus dem reinen Triebleben heraus. Die Selbstverantwortung, die ihm hierdurch zufällt, zerstört die falsche optimistische Wirtschaftsauffassung des Liberalismus, dessen Grunddogma vom

¹ Vgl. Franz Müller, Zur Neuordnung des staatswissenschaftlichen Studiums in „Rhein-Mainische-Volkszeitung“ 55. Jahrg., Nr. 298.

Gleichgewicht der Kräfte ja auf einer rein „naturwissenschaftlichen“ Weltansicht beruht. Die letzte Verwurzelung des kulturschaffenden Menschen in Gott durch den Gedanken der Gottabbildlichkeit befreit die katholische Auffassung von jenem Pessimismus gegenüber dem Wirtschaftsleben, wie er gewisse, die Scheidung zwischen „Gott“ und „Welt“ übersteigernde protestantische Theologeme und auch manche „übergeistigte“ Auffassungen rein humanitärer Denkart auszeichnet. Diese Gottabbildlichkeit als der tiefste Lebensgrund des kulturschaffenden Menschen nimmt auch dem Gedanken der „katholischen Kultur“ jene Gefahr, von der wir neulich lasen: „Kultur ist aus dem Menschen heraus erzeugt, aus der Kraft des Verstandes, der Lust des Gefühls, dem selbstherrscherhaften Trieb des Willens. In jeder Kultur steckt irgend eine Absolutsetzung, irgendwo eine Gottlosigkeit. Und nun wird diese Kultur mit der katholischen Wirklichkeit zusammengebracht!“ Diese Gefahr der Absolutsetzung steckt eben nicht in dem katholisch aufgefaßten Begriff der Kultur an sich, sondern ist mit der konkreten, erbösündig belasteten Menschheit gegeben, ganz abgesehen von den Gefahren, die schon an sich bei der Seele-Leib-Natur des Menschen seiner reinen Geistigkeit von den mehr real-physischen Kulturbezirken her drohen. Jedenfalls aber ist die von Brauer betonte „Unbefangenheit“ die Signatur, die sich aus der dargelegten Metaphysik für die Haltung des katholischen Menschen zu allen Gebieten der Kultur und ihren wechselnden Formen ergibt.

So ist es denn eine von katholischem Geiste getragene Metaphysik der Kultur, die uns Grundlegung und Aufbau einer katholischen Auffassung des Wirtschaftslebens bietet. Es bedarf nicht wie bei Brauer der Berufung auf die „Zweidimensionalität“ unseres Denkens, um uns aus dem „Sein“ der Wirtschaft zu ihrem „Sollen“, aus der Sphäre der „drängenden Notwendigkeiten des Alltagslebens“ in die Höhe der „ewigen Ideen“ zu erheben. Es war ja auch wohl nur eine praktische Rücksicht, die Brauer bewog, im ersten Teil seines Buches das „Sein“ und im zweiten Teil das „Sollen“ der Wirtschaft zu behandeln. Er wollte sich dadurch den Weg zu einer tiefdringenden Darstellung des „Seins“ des kapitalistischen Wirtschaftssystems, also bestimmter historischer Kategorien, ebnen. Auf der Grundlage der von uns behandelten metaphysischen Auffassung des geschichtlichen Kulturgehens, auch des Wirtschaftslebens, wäre es ihm freilich möglich gewesen, in systematischer Einheit allgemeine und historische Kategorien zu verbinden, ohne dem Reichtum des wirklichen Lebens Gewalt anzutun.

Freilich ist durch diesen Zentralbegriff der Kultur jenes metaphysische Formalprinzip bedroht, von dem aus Brauer im Gefolge einer heutzutage sehr gepflegten Denkrichtung die katholische Auffassung vom Wirtschaftsleben zu begründen versucht: das Prinzip der Polarität. Er versteht darunter eine „Einheit von Gegensätzen“, im Unterschied von einer „Harmonie“. Alle uns hier berührenden Gegensätze, z. B. das eben besprochene „Denken in zwei Dimensionen“, das Individual- und Sozialprinzip, Bedarfsdeckungs- und Erwerbswirtschaft, finden nicht in einem höheren Begriff ihre logische Harmonie, sondern die metaphysische Formel der Polarität, daß eben die Wirklichkeit in ihrem Wesen eine „Einheit von Gegensätzen“ sei, ist hier das letzte Wort.

Brauer schreibt: „Der Katholizismus lehnt denn auch für seine Lebensauffassung das Ideal einer irgendwie gearteten Harmonie ab, bekennt sich viel-

mehr zum Ideal der Polarität, der Einheit der Gegensätze: der Katholizismus erblickt auf dem Grunde des Wesens des Menschen nicht bloß eine ungelöste, sondern eine unlösbare Spannung.“ Im Gegensatz dazu würden wir aber in allen genannten Fällen vom Zentralbegriff der Kultur aus zu einer begrifflichen Harmonie gelangen. Z. B. kann ein einzelner Kulturwert als solcher gar nicht voll erkannt werden, ohne ihn in einem System von Kulturwerten, und zwar in einer objektiv gegebenen Systemstufe zu sehen, etwa den Kulturwert „materieller Unterhalt“ auf einer niedrigeren Stufe als die geistigen Kulturwerte. Es ist also nicht die „Polarität“ unseres Denkens, sondern der Begriff der Kultur, der unsern Geist um die Gegenstände „zweier Dimensionen“ kreisen läßt. Ähnlich liegt es bei dem Gegensatz Individual- und Sozialprinzip. Die Geistigkeit eines Kulturmenschen als solchen kann gar nicht gedacht werden ohne bestimmte Bindungen, Personenzusammenhänge, z. B. Verpflichtung auf den Familien- und Staatszweck (materielle Volkswohlfahrt!), die bei jeder gesellschaftlichen Kulturbetätigung, also auch beim Wirtschaften, gewahrt werden müssen, soll sie diesen Charakter einer Kulturbetätigung behalten und nicht zu einer Auswirkung bloß naturhafter Triebe, instinktiver Vitalität werden. Endlich liegt die logische Harmonie zwischen Bedarfsdeckungs- und Erwerbswirtschaft darin, daß beide Wirtschaftssysteme als „Erfüllung“ der Kulturnorm „materielle Volkswohlfahrt“ gedacht werden können.

Wir können also stets in der logischen Sphäre über die „Polarität“ hinauskommen und zu einer begrifflichen Einheit, einer Harmonie gelangen. Aber auch hinsichtlich der ontologischen Sphäre möchten wir die Formel der „Polarität“ nicht anwenden. Es steckt das unerfüllte Ideal eines rationalistischen Weltbildes dahinter, wenn man die Individualität des Wirklichen, die Einzigartigkeit einer konkreten historischen Situation aus dem „Zu- und Gegeneinanderspringen allgemeiner Ideen“ lediglich erklären will. Über diese rationalen Elemente hinaus bedarf es vielmehr eines völlig andersartigen Momentes, einer „Erfassung“ (Geyser), um die Individuation völlig zu begründen. Aber gerade diese „Erfassung“ hebt dann die Polarität auf, gerade sie macht das jeweils Wirkliche zu einem Spannungsfreien, zu einem gegensatzlos Einheitlichen. Wenn Brauer also von einer unlösbaren Spannung spricht, so kann sich dies nur auf das Verhältnis der logischen zur ontologischen Sphäre beziehen. Hier kommen wir allerdings einer „Spannung“ auf die Spur. Wir können nämlich infolge der auf das Allgemeine angelegten Natur unseres Erkenntnisvermögens niemals ganz an das Wirkliche in seiner Individualität herankommen. Wir können also nie die in der logischen Sphäre vorhandene Harmonie allgemeiner Normen gegenüber der stets gegebenen Individualität der zu normierenden Wirklichkeit zur vollen rationalen Geltung bringen. Es wird also jedem wissenschaftlichen System eine Unbestimmtheit, eine Unentschiedenheit gegenüber der konkreten, stets individuellen Situation anhaften. Diese „Schwäche“ teilt z. B. der Pessche Solidarismus mit jedem andern systematischen Denken, wie es auch nach dem Gesagten klar sein dürfte, daß die von Pessche System betonte logische Harmonie von Gegensätzen kein „dünnblütiger Eklektizismus“, keine rein äußerliche, friedliebende Denkart der „goldenen Mitte“ ist. Mit der letzten Bemerkung befinden wir uns übrigens

im ausdrücklichen Einverständnis mit Brauer. Vielleicht haben wir auch den Sinn der von ihm festgestellten „Spannung“ richtig erfaßt, wenn wir sie in dem Verhältnis der logischen zur ontologischen Sphäre suchen. In der Anwendung der einen auf die andere, in der Normierung der konkreten, individuellen Wirklichkeit wird stets eine „Entscheidung“, eine „Dezision“, wie man heute sagt, die letzte Rolle spielen.

Der Gedanke der Polarität, insofern er eine logische Harmonie verneint, scheint uns also in keinem der von Brauer behandelten „Polaritätsverhältnisse“ als metaphysische Grundlegung zu genügen. Vor allem nicht im Verhältnis des Individual- zum Sozialprinzip. Wir sehen davon ab, daß Brauer mit Recht darauf hinweist, wie sowohl in der Enzyklika *Rerum novarum* als auch im System von Pesch der behandelte Gegenstand die Volkswirtschaft als die „Wirtschaft eines staatlich geeinten Volkes“ ist, daß dort also eine umfassende Behandlung des Problems „Individuum und Gemeinschaft“ nicht gesucht werden darf. Aber der Begriff des „moralischen Organismus“, die mehr platonische Idee der „polyphonen Symphonie“ scheinen uns doch nicht polaritätsbetonte, sondern harmonisch-einheitliche metaphysische Anschauungen zu sein. Auch die heute gegenüber dem naturalistischen Atomismus der mathematischen Schule von manchen Theoretikern angerufene Leibnizsche Lehre von den Monaden als verschiedenartigen „Spiegeln“ des Ganzen, ferner die Anschauungen moderner Strukturlogiker und Strukturpsychologen suchen das Verhältnis der Individuen zueinander nicht im Sinne einer Polarität, sondern im Sinne einer logischen Harmonie zu lösen. Stellt etwa, um ein konkretes Beispiel zu geben, die Übereinkunft zweier Marktparteien eine „Einheit von Gegensätzen“, eine „Polarität“ dar? Auf den ersten Blick scheint es so. Und doch ist eine übergeordnete logische Einheit aufzufinden, in der die Gegensätze nicht vereinigt, sondern aufgehoben erscheinen, also eine logische Harmonie. Der Begriff des „Marktes“, dieses ihn konstituierende, für die Verkehrswirtschaft eigentümliche Aufeinanderangewiesensein der Parteien, stellt diesen einheitlichen logischen Gesichtspunkt dar. Nicht anders ist es in Fällen des normativen Zusammenhangs der Individuen, etwa beim „gerechten Lohn“ oder „gerechten Preis“. Überall scheint uns der Begriff der Polarität den Gedanken eines übergeordneten Höheren, eines beide „Pole“ umfassenden Ganzen zu verleugnen und die Gefahr einer atomistischen Gesellschaftsauffassung zu nähern.

Wenn wir also auch nicht ohne Bedenken der Polaritätsformel gegenüberstehen, so sind die Ergebnisse der tiefdringenden Betrachtungen Brauers zum Individual- und Sozialprinzip von größtem Wert. Vor allem kommt hier die Durchleuchtung der Enzyklika *Rerum novarum* nach ihren individual- und sozialprinzipiellen Bestandteilen in Frage. Brauer zählt das Privateigentumsrecht zu den individualprinzipiellen Momenten der kirchlichen Lehre. Mit Grund. Es ist daher nicht glücklich, wenn man auf katholischer Seite den individualistischen Grundzug der Privateigentumsinstitution dadurch zu leugnen sucht, daß man von einer „inneren Beschränkung“ des Privateigentumsrechts spricht durch „die natürliche Zweckbestimmung des im Eigentum stehenden Gutes“. Eine derartige „innere Beschränkung“ scheint uns begrifflich widerspruchsvoll zu sein, und die „individualistische Eigenheit“ der Privateigentums-

institution scheint durchaus der katholischen Auffassung entsprechend. Die einzige „Beschränkung“, die im Begriff der Privateigentumsinstitution liegt, besteht darin, daß sie nicht Selbstzweck ist, sondern Mittel. Sie ist ein Mittel, das uns unsere vernünftige Natur als notwendig aufgibt, um den natürlichen Zweck der äußern Dinge, den Bedürfnissen aller Menschen zu dienen, möglichst vollkommen, d. i. extensiv und intensiv vollkommen, zu verwirklichen. Unter intensiver Vollkommenheit ist vor allem auch die Bedeutung der Privateigentumsinstitution für die Gesamtkultur zu verstehen, wodurch also Forderungen wie die relative Stabilität einer konkreten Eigentumsgestaltung oder auch ihre Differenziertheit ihre Begründung finden. Es ist ja bekannt, wie vor allem Leo XIII. die Bedeutung der Privateigentumsinstitution für die Familie betont.

Rein abstrakt kann man freilich auch die „nurwirtschaftliche“ Bedeutung der Privateigentumseinrichtung betrachten. In dieser Betrachtungsweise hat man mit Recht schon vom katholischen Standpunkt eine gewisse Indifferenz gegenüber einer sozialistischen Wirtschaft, die also das Privateigentum an Produktionsmitteln nicht kennt, festgestellt. Aber einmal ist beizufügen, daß diese „nurökonomische“ Ansicht der Dinge sowohl vonseiten des Katholizismus wie auch des Sozialismus eine bloße Abstraktion ist. Dann aber ist auch die „nurwirtschaftliche“ Bedeutung des Privateigentums an Produktionsmitteln nicht eindeutig, je nachdem nämlich eine „statische“ oder eine „dynamische“ Wirtschaft zur Beobachtung steht. In einer „statischen“ Wirtschaft, wo also der Umfang der Produktion durch den Umfang des Bedarfs bestimmt wird, ist die „nurökonomische“ Bedeutung des Privateigentums an Produktionsmitteln gleich null. In der dynamischen Wirtschaft aber, wie sie uns Brauer als den „reinen“ Kapitalismus zeichnet, ist die „nurökonomische“ Bedeutung des Privateigentums an Produktionsmitteln geradezu ausschlaggebend. Die Kapitalakkumulation in der Hand des Unternehmers und das Sparkapital in der Hand des Arbeiters haben ihre ökonomische Beziehung zur Betätigung des dynamischen „Formungswillens gegenüber der Umwelt“. Eine Wirtschaft, die nicht nur sich zur selben Stufe reproduziert, die vielmehr Dynamik von höchster Aktivität ist, scheint uns in Ansehung der Menschennatur im Kommunismus und auch im Sozialismus auf die Dauer nicht möglich.

Und wie steht die katholische Auffassung überhaupt zum Gegensatz der statischen und dynamischen Wirtschaft? Brauer stellt theoretisch, im Sinne der Polarität, ein positives Verhältnis zu beiden Wirtschaftsarten fest. Wir stimmen ihm in der Sache, aber mit anderer Begründung bei. Für uns sind beide Systeme historische Kategorien, mögliche Verwirklichungen der allgemeinen Kategorie der „Wirtschaftsbetätigung an sich“, der Kulturfunktion der Unterhaltsfürsorge. Und da diese allgemeinen Normen für uns nicht nur logische Größen, sondern in Konsequenz unserer Metaphysik der kulturellen Entwicklung auch treibende Faktoren im Geschehen selbst sind, ist ihre Bedeutung für das historische Dasein statischer oder dynamischer Wirtschaftssysteme bloßgelegt. Die allgemeine Norm der „Wirtschaftsbetätigung an sich“, also Wirtschaften als Kulturfunktion der Unterhaltsfürsorge ist nicht nur der logische Wert, von dem aus die „Berechtigung“ eines bestimmten Wirtschaftssystems zu beurteilen ist, sondern auch die treibende geistige Macht, die den Anbruch, die

Blüte und den Niedergang eines Wirtschaftssystems herbeiführt. Es ist der in Gottabbildlichkeit wurzelnde „Kulturmensch überhaupt“, der im Fluß des geschichtlichen Werdens dauert und sich teils in souveräner Herrschaft, teils in schicksalhafter Abhängigkeit vom naturkausal bestimmten Material sein jeweiliges Gewand schafft. An einer objektiven Normwidrigkeit, an diesem Widerspruch gegen den Kultursinn der geschichtlichen Entwicklung holt also ein jedes Wirtschaftssystem sich die Todeskrankheit, und so ist es gemeint, wenn wir sagen, auch das kapitalistische System, diese reinste Wirtschaftsdynamik, sterbe einmal „von selbst“.

Es stirbt also nicht an seinem Gegner, dem Sozialismus? Wir übersehen das „seelische Problem“, das diesem Gegner zum Dasein verhalf, dies seelische Problem von ungeheurer Wirkkraft auf die Köpfe und Herzen der Massen? Wir bannen den von allen Impulsen der Menschenseele getragenen Strom des Lebens in ein starres System objektiver Normen, und sei es auch von Kulturnormen? Wir scheinen nur an der Oberfläche der Dinge zu haften, mit der Fülle unserer sog. „ewigen Ideen“ an der Wirklichkeit vorbeizuleben. Die ganze Problematik der verschiedenen Lebensphilosophien tut sich uns auf. Wir glauben nun, durch die metaphysische Begründung des Zusammenhangs allgemeiner und historischer Kategorien der reichen Fülle des fließenden Lebens Eingang in die Wissenschaft verschafft zu haben. Aber sich in diesen Fluß, in diese Bewegung selbst hineinzustellen, vermag die Wissenschaft nicht, wenn sie Wissenschaft bleiben soll. Immer wird sie vom steten „Werden“ auf das Ewige zustreben. Daß sie in Begriffsbildung vorangeht, liegt in ihrer Richtung aufs Objektive. Wir bleiben auch nicht an der Oberfläche der Dinge haften. Das Kulturhafte jedes Wirtschaftssystems ist seine Innenseite, die Beleuchtung seiner Dynamik von innen her, die tiefste Kammer seiner Geistigkeit. Auch die Schau vom seelischen Problem des konkreten Menschen aus wird sich nicht in der Beschreibung menschlicher Motivationen erschöpfen, sondern vorschreiten zur Objektivität, zum Gültigen, zur Idee. Auch dieser Weg strebt zu Ewigem, vielleicht zunächst nicht in den Dingen, sondern im Menschen. Die Wahrheit ist ihm augustinisch objektive Norm, nicht zunächst gegenständliches Sein. Aber, um ewige Wahrheit wird es sich in der Wissenschaft immer handeln, soll sie nicht Psychologismus sein. Das Objektive wird uns nimmer loslassen. Aber, daß wir die Norm vor dem Motiv betonen, daß wir, freilich nur in gewissem Sinne, die Sache vor die Gesinnung stellen, wird man unerträglich finden. Wir können für die Klärung dieser Beziehungen an dieser Stelle nur auf einen Parallelfall, auf die katholische Lehre vom Gewissen, verweisen. Und schließlich haben ja auch diejenigen, die ganz von der lebendigen Fülle der Motivationen, des seelischen Problems des Sozialismus erfaßt waren, nicht umhin gekonnt, dem Phänomen einen objektiven, begrifflichen Ausdruck zu geben. Man hat es „Antikapitalismus“ genannt. Wir möchten über diese negative und nicht befriedigende Fassung hinaus in der Tiefe dieser Bewegung den Durchbruch des gottgewollten allgemeinmenschlichen Kulturwillens sehen, des Willens, daß die Wirtschaft wieder die Kulturfunktion der Unterhaltsfürsorge werde und aufhöre, ein Betätigungsgebiet rein naturhafter Machttriebe zu sein. Freilich wird dann der echte, klassenkämpferische Sozialismus am wenigsten „Sozialismus“ sein.

Am Ende dieser Betrachtungen über das anregungsreiche Buch Brauers vom „Produktionsfaktor Arbeit“ drängt sich uns eigentlich mit aller Macht die Frage nach der Bedeutung des andern Produktionsfaktors, der „Natur“, auf. Gerade die Steigerung der Bedeutung der Arbeit, die Brauer für die Dynamik des Kapitalismus nachweist, zeitigt auch umgekehrte Folgen. Die von Brauer betonte Begrenzung des Leistungslohnes, die von der fortschreitenden Mechanisierung vielfach verursacht wird, mithin die steigende Bedeutung des Bedürfnislohnes, scheint uns die ökonomische Rolle des Produktionsfaktors „Natur“ wieder mehr aufleuchten zu lassen. Auch die Frage der Vorratsbewirtschaftung, die der mannigfache Raubbau des dynamischen Kapitalismus wenigstens uns nahebringt, weist in dieselbe Richtung. Worin erweist sich die „Natur“ als ökonomischer Produktionsfaktor? Ihre physische Produktionskraft anorganischer oder organischer Art ist es an sich nicht, die sie zu einer Quelle ökonomischen Wertes macht. Schon deshalb nicht, weil die ökonomische Produktion als solche kein rein physischer Vorgang ist. Die allgemeine Kategorie der ökonomischen Produktion besagt ja die Betätigung des Wirtschaftens an sich, also der Kulturfunktion der Unterhaltsfürsorge. Der ökonomische Wert erscheint als das ganz bestimmte Formalobjekt dieser Betätigung. Die „Natur“ als Teilquelle dieses Wertes ist dies also nicht nach ihrem bloßen physischen Sein, sondern soweit sie in funktioneller Beziehung zum Unterhaltsfürsorge treibenden Menschen steht. Diese funktionelle Beziehung, durch die sich die „Natur“ als Quelle ökonomischen Wertes erweist, ist einmal ihre teleologische Bestimmung zur Befriedigung der Bedürfnisse des Menschen und dann im Rahmen dieser teleologischen Bestimmung ihre „Knappheit“. Nachdem die Hochflut des Kapitalismus uns bewogen hat, die Probleme der Produktion und auch der Verteilung unter dem einseitigen Gesichtspunkt des Produktionsfaktors „Arbeit“ zu betrachten, könnten uns die Verhältnisse nötigen, die gleichen Probleme auch einmal vom Produktionsfaktor „Natur“ aus zu sehen.

Gustav Gundlach S. J.